

Gastkolumne

Kriegerische Taktiken für mehr politische Korrektheit

Einst war es eine gutgemeinte Bewegung gegen Diskriminierung. Heute erinnern einige der Mittel eher an modernen Terrorismus



Katja Rost

Ein Gespenst geht um in den USA und Europa – das Gespenst politischer Korrektheit. Ihren Ursprung hat die Bewegung im diskriminierenden Sprachnormgebrauch und den zu Grunde liegenden Einstellungen: gegenüber Frauen, ethnischen und religiösen Minderheiten, gegenüber Menschen mit Behinderung, mit nicht heterosexueller Orientierung, mit Geschlechtsidentität, die nicht (vollständig) mit dem eingetragenen Geschlecht übereinstimmt oder gegenüber Menschen mit geringem Sozialprestige. Das ist richtig so. Die Herabwürdigung einzelner Gruppen aufgrund von Faktoren, die von den Betroffenen nicht beeinflussbar sind, widerspricht dem Prinzip der Gleichbehandlung.

Mittlerweile ist dieser Protest zu einer sozialen Bewegung herangewachsen. Diese hat sowohl ihren Geltungsraum als auch die als legitim empfundenen Durchsetzungsmittel massgeblich erweitert. Mittlerweile sind Gesinnungseinstellungen zu fast allen brisanten gesellschaftspolitischen Themen hinzugekommen. So wollen bestimmte Gruppen anderen Gruppen mittels Zensur an Schulen, Universitäten oder in den Medien vorschreiben, was sie zu lesen und zu denken haben, oder was für sie geeignet ist und was nicht. Ein gemeinsames Feindbild wird aufgebaut – meist das der weissen,



männlichen, heterosexuellen Identität – von dem pauschalisiert angenommen wird, dass dieses andere gesellschaftlicher Gruppen marginalisiere und Vielfalt verhindere. Anstandslosigkeit bis hin zu Gewalt gilt vermehrt als rechtmässiges Mittel, um diesen Strohmann zu bekämpfen; gerade in intellektuellen Umgebungen. Auch bestimmte ethische Haltungen sollen – mit Verweis auf Diskriminierung – als verbindlich erklärt werden, etwa in den Bereichen Tierhaltung, Abtreibung, Impfung, humanmedizinische Forschung am Embryo, Klima- und Umweltschutz. Damit geht die Bewegung weit über den Sprachnormgebrauch und die Alltagsdiskriminierung hinaus. Sie schränkt die Meinungsfreiheit ein und trägt massgeblich zur Radikalisierung heutiger Gesellschaften bei.

Befürworter dieser erweiterten Definition politischer Korrektheit gehen von der Annahme aus, die kollektive Psyche westlicher Gesellschaften sei ausserordentlich zerbrechlich. Man möchte den Menschen darum sogenannte sichere Räume bieten und sie vor Ideen schützen, die unangenehm sein könnten. Die Regulierung des Sozialverhaltens anderer Personen erfolgt mit dem Anspruch, die persönlich vertretenen Normen und Interessen seien für alle Gesellschaftsmitglieder gültig. Wenn aber nicht mehr Gleichbehandlung und der Abbau von Vorurteilen im Vordergrund stehen, sondern neu geschützte Vorurteile und eine darauf gestützte neue Ungleichbehandlung, ist die Bewegung ein Nullsummenspiel. Die alten Gewinner sind die neuen Verlierer, die alten Verlierer sind die neuen Gewinner. Gewinner und Verlierer bleiben allerdings.

Auffallend sind die Aggressivität, die distanzlose Humorlosigkeit und die Kompro-



Die Medien haben die Macht, diese Kommunikationsstrategie zu durchbrechen: Sie können Aufmerksamkeit entziehen.

misslosigkeit der Befürworter – aber auch der Gegner politischer Korrektheit. Damit gleicht die Bewegung in ihren Grundzügen mehr und mehr einer Art von sozialrevolutionärem Terrorismus. Auch Terroristen streben nach Veränderungen der bestehenden Ordnung, indem sie einschüchtern, das Denken besetzen und dadurch Veränderungsprozesse zu erzwingen versuchen. Sie suchen sich bevorzugt Ziele mit politischem, wirtschaftlichem oder religiösem Symbolgehalt aus. Und sie wählen dafür gerne öffentliche Orte wie Olympische Spiele, U-Bahnen oder Plätze von nationaler Bedeutung. Ganz ähnliche Bühnen bieten den Akteuren politischer Korrektheit die Vergabe des Literaturnobelpreises oder der Oscars, das Weltwirtschaftsforum oder ein Parlament, um zu schockieren, einzuschüchtern, um die Angreifbarkeit bestehender Strukturen zu zeigen, die Massenmedien zu mobilisieren und den Gegner zu Vergeltungsmassnahmen zu provozieren, um dann in die Rolle des Angreifbaren zu wechseln.

Studien zeigen, dass Terroristen überdurchschnittlich intelligent sind und innerhalb der Gruppe solidarisch auftreten. In ihrer Selbstwahrnehmung handeln sie hochgradig moralisch, weil sie das System, das sie bekämpfen, für korrupt halten. Das macht sie – und analog dazu: die soziale Bewegung der politischen Korrektheit – so gefährlich. Die Medien haben die Macht, diese Kommunikationsstrategie zu durchbrechen: Sie können Aufmerksamkeit entziehen. Berichte zur erweiterten Definition politischer Korrektheit gehören höchstens unter die Rubrik Vermischtes, aber nicht auf die Titelseite.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

Medienkritik

Und der Oscar geht – an die «Rundschau»



Stephan Klapproth

Käme das Script von John le Carré, wir hielten den Meister für bekifft: Ein Maschinchen mickriger als Tante Emmas Registrierkasse wurde aus der Schweiz in über hundert Länder verkauft – doch CIA und BND hatten das Chiffriergerät getürkt und hörten derart viele Geheimbotschaften im Klartext mit, dass die halbe Geschichte des 20. Jahrhunderts neu geschrieben werden muss. Und spätestens beim Verdacht, der redliche Kaspar Villiger habe an höchster Stelle wie Augen zugeedrückt, fällt dir der Stumpfen aus dem Mund...

Der vom ZDF zusammen mit der SRF-«Rundschau» und der «Washington Post» gründlich recherchierte Crypto-Skandal zeigt, warum jede Demokratie eine potente Presse braucht. Zahlreiche Medien steuerten danach aus weiteren Blickwinkeln Spannendes bei. Den Oscar für die beeindruckendste Darstellung des unglaublichen Plots holt aber die Sondersendung des Schweizer Fernsehens.

300 Stunden Gespräche führten drei «Rundschau»-Reporterinnen mit Menschen, die das Schicksal in dieses Crypto-Drama verwickelt hat. Und dies so feinfühlig, dass die geschnittenen Bekenntnisse wie tiefe Selbstgespräche über des Lebens Brüche daher kamen. Daraus und aus jahrzehnteschwerem Archivmaterial eine fast zweistündige Reportage zu bauen, die keine Sekunde langweilt und das byzantinisch wirre Drama glasklar entleuchtet, weist Nicole Vögele, Fiona Endres und Anielle Peterhans als begnadete Filmjournalistinnen aus.

«Geschichte ist die Lüge, auf die man sich geeinigt hat», sagte einst Napoleon. In klugen Studiogesprächen wagte Moderator Dominik Meier gar zu fragen, wieweit jede Gesellschaft ihre Lebenslügen braucht. Keine Schwarz-Weiss-Urteile bei diesen Faktenlage: Das war grosses Kino. Fortan sagen wir bei jedem Populisten, der die Medien «Fake-News» schimpft, nur noch: Klappe!

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

NZZ am Sonntag

Crypto-Affäre

Die Schweiz war im Kalten Krieg keineswegs neutral

Man könnte meinen, die Crypto-Affäre bringe die Schweiz ins Wanken – so hoch schlägt an manchen Orten die Empörung über die Recherchen. Ein Zuger Unternehmen war im Besitz der CIA und des deutschen Nachrichtendienstes und ermöglichte diesen, mit manipulierten Chiffriergeräten andere Staaten auszuspionieren. Ist die Neutralität der Schweiz erschüttert? Das Land gehört keinem militärischen Bündnis an, aber es war gerade im Kalten Krieg nicht neutral. Die Schweiz stand de facto unter dem Schutz der Nato und profitierte von der westlichen Allianz. Wie erstaunlich ist es da, dass der Nachrichtendienst eng mit westlichen Organisationen zur Informationsbeschaffung zusammenarbeitete? Die Reaktionen auf die Affäre fallen im Ausland verhalten aus, weil die Überraschung klein ist. In der Schweiz gilt es nun abzuklären, ob die politischen Verantwortungsträger über die Aktivitäten der Zuger Scheinfirma im Bild waren. Auch dass die Crypto AG nach dem Kalten Krieg so lange nach gleichem Muster weiter operieren konnte, wirft Fragen auf. Dazu reicht es aus, die Parlamentarische Geschäftsprüfungsdelegation mit den Informationen zu versorgen, die sie haben will. Die Delegation sollte abklären, wie es kommt, dass im Bundesarchiv Akten zur Spionageaffäre verschwanden. Das ist eines demokratischen Rechtsstaates unwürdig; es ist in der Tat empörend. *Francesca Benini*

Sicherheitspolitik

Die Europäer sind wichtig. Sie sollten sich auch so verhalten

«Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass der Tod des transatlantischen Bündnisses massiv überbewertet wird. Der Westen gewinnt, gemeinsam gewinnen wir.» Die Worte von US-Verteidigungsminister Mike Pompeo sollten die verunsicherten Europäer an der Münchner Sicherheitskonferenz wohl etwas beruhigen. Dieses Jahr stand nämlich die bange Frage im Raum: Ist die «Westlessness», also der Bedeutungsverlust des Westens, vermeidbar? Seit Donald Trump an der Macht ist, gilt nur noch: «America First!» Der Westen als Werte- und Verteidigungsunion droht zu zerfallen. Trump lässt vor allem die Europäer fühlen, dass er sie als Schmarotzer sieht, welche die USA ausnutzen. Dennoch waren die Worte von Pompeo wohl keine Heuchelei. Im wachsenden Konflikt mit China scheinen die Europäer wieder wichtiger zu werden für die Amerikaner. Und das ist eine gute Nachricht. Denn die Europäer haben keine Alternative zum Westen. Sie sollten aber aufhören, ständig über ihre eigene Schwäche zu jammern und glücklichen vergangenen Zeiten nachzutraumern. Die Welt braucht auch künftig ein starkes Europa. Darauf sollten sich die Europäer konzentrieren. *Gordana Mijak*

Sperrung gegen Manchester City

Gute Nachricht für den Fussball

Lange erweckte Europas Fussballverband Uefa den Eindruck, finanzielle Mausechelen der Topvereine fast tatenlos hinzunehmen. Das ist nun mit einem Schlag anders: Mit dem Entscheid, Manchester City für zwei Saisons von der Champions League auszuschliessen, setzt die Uefa ein starkes Signal. Die Ungleichheit im internationalen Fussball ist gross geworden. Dazu hat auch der offenbar weitverbreitete Trick beigetragen, Einnahmen schönzurechnen, um noch höhere Ausgaben zu rechtfertigen. Dass dies nun bestraft wird, ist eine gute Nachricht für den Fussball. Selbst wenn die Sanktion von einer anderen Instanz noch abgeschwächt wird, wissen die Klubbesitzer ab sofort, dass sie sich an geltende Regeln halten müssen. *Sebastian Bräuer*

Chappatte



Der externe Standpunkt

Förderung der Kinder kann gar nicht früh genug beginnen

Die Politik in der Schweiz nimmt die Kinder erst ab vier Jahren wahr, wenn die Weichen für ihre Entwicklung und ihren Schulerfolg längst gestellt sind. Das müssen wir ändern, findet **Andrea Lanfranchi**

Auch in der jüngsten Pisastudie zum weltweiten Schulvergleich sind die Werte der Schweiz gesunken, besonders im Lesen und vor allem in der Gruppe der schulschwachen 15-Jährigen. Dieser Trend wird aber noch viel problematischer, wenn man eine Sonderauswertung von Pisa berücksichtigt: Während in Deutschland der Anteil von Schülkindern mit guten Leistungen trotz sozial benachteiligtem Elternhaus von 25 auf 32 Prozent erfreulich gestiegen ist, hat sich dieser Anteil in der Schweiz von 30 auf 27 Prozent verringert.

Der Weg zu mehr Chancengerechtigkeit bleibt hierzulande also steil und steinig. Aus Forschung und Praxis wissen wir heute jedoch, dass er geebnet werden kann – mit präventiven Massnahmen der Frühförderung. Alle reden davon und vieles wurde in den letzten Jahren realisiert. Warum nur kommen wir dennoch nicht vom Fleck? Warum sehen wir in der Schule keine nachhaltige Wirkung?

Erstens, weil nur wenige Massnahmen so früh und intensiv eingesetzt werden, dass sie sich nachhaltig auswirken können. Zum Beispiel kommt eine Spielgruppe für dreijährige Kinder aus belasteten Verhältnissen zu spät, und ihre Dauer ist zu kurz. Das Hausbesuchsprogramm PAT hingegen wird ab Geburt eingesetzt und geht über drei Jahre. Zweitens, weil heute nur wenige Massnahmen so aufgebaut sind, dass sie Eltern in Risikosituationen tatsächlich erreichen, das sind geschätzte 10 Prozent aller Familien. Diese Familien müssen angesichts beschränkter Mittel im Fokus der öffentlich finanzierten Frühförderung sein. Bei ihnen gibt es pro investierten Franken die grössten Erfolge, also gewissermassen die beste Rendite.

Eine kohärente Politik der frühen Kindheit bei Bund, Kantonen und Gemeinden ist in der Schweiz dringender denn je. Dank laufenden parlamentarischen Vorstössen unter anderem von Matthias Aebischer und Christoph Eymann liegt ein Durchbruch in greif-

barer Nähe. Die Unesco-Kommission hat zusammen mit der Kampagne Ready eine nationale Strategie lanciert. Es besteht ein parteiübergreifender Konsens darüber, dass in der Altersspanne 0 bis 4 investiert werden muss. Es geht dabei keineswegs nur um Kindertagesstätten und auch nicht um den Trend zu Sprachförderkursen in einigen Kantonen. Es geht vielmehr um familiäre Bedingungen und um Lernorte, die geschaffen werden müssen, damit für jedes Kind gerechte Chancen auf eine bestmögliche Entwicklung gewährleistet sind. Je nach Situation und ganz besonders bei sozial benachteiligten Familien braucht es eine gezielte und intensive Unterstützung der Eltern. Auf die Stärkung ihrer Erziehungskompetenz kommt es an, weil die Eltern Angelpunkt der Entwicklung ihrer Kinder sind.

Sind die Eltern nicht übermässig belastet, in ihrem Wohnumfeld vernetzt und von Anfang an in feinfühligster Interaktion mit

ihrem Kind, sind die Chancen für eine gesunde und erfolgreiche Entwicklung intakt. Was hingegen, wenn die Eltern arm und sozial isoliert sind? Bei Belastungen kommt es vor, dass Eltern nur wenig mit dem Kind sprechen und vorwiegend nach Wörtern fragen («Was ist das?») oder Befehle erteilen («Lass das!»). Dann ist der Erziehungsalltag wenig förderlich, manchmal sogar vernachlässigend. Nach einer Studie der amerikanischen Psychologen Betty Hart und Todd R. Risley haben Kinder von Eltern, die auf Sozialhilfe angewiesen sind, im Alter von drei Jahren 30 Millionen Wörter weniger gehört als die Kinder von wohlhabenden Eltern. Diese Lücke hat direkte Auswirkungen auf ihren Wortschatz: Die Dreijährigen aus armen Familien beherrschten durchschnittlich 525 Wörter, die Kinder aus begüterten Verhältnissen dagegen 1116.

Welche konkreten Schritte lassen sich daraus ableiten? Mit besonderem Augenmerk auf Familien in Risikosituationen braucht es zuerst einmal die Früherkennung. Wenn wir an die heute bestehenden Strukturen anknüpfen, so wird dabei die Mütter- und Väterberatung eine zentrale Rolle spielen. Ein flächendeckender Zugang zu allen Familien wäre hingegen erst mit obligatorischen kinderärztlichen Untersuchungen möglich. Ein solcher Eingriff in die Privatsphäre ist in Anbetracht des Kindeswohls und des öffentlichen Interesses aber durchaus vertretbar. Heute sind von Gesetzes wegen drei schulärztliche Untersuchungen vorgeschrieben. Dazu kämen nun drei vorschulische Untersuchungen rund um den ersten, zweiten und dritten Geburtstag. Solche Untersuchungen würden ein frühzeitiges Handeln in Form massgeschneiderter Massnahmen möglich machen, von der heilpädagogischen Frühförderung bis hin zu Behinderungen bis hin zu Hausbesuchen mit einem Förderprogramm bei hoher familiärer Belastung oder frühe Sprachförderung bei geringen Risiken.

Andrea Lanfranchi



Andrea Lanfranchi, 62, ist Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich. Er ist Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Migration, sitzt im Vorstand der «Swiss Society for Early Childhood Research» und leitet die Langzeitstudie Zeppelin mit dem Förderprogramm «PAT – Mit Eltern Lernen».

49 Prozent

Bekanntnisse aus dem Familienchat



Patrick Imhasly

Wie viele Nachrichten haben Sie heute in Ihrem Familienchat auf WhatsApp schon erhalten? Zehn? Dreissig? Können Sie sie überhaupt noch zählen? Über zwei Milliarden Menschen nutzen den zu Facebook gehörenden Dienst. Facebook selbst ist hingegen etwas für die Alten: Waren 2014 noch 82 Prozent der Jungen in der Schweiz auf Facebook unterwegs, sind es heute laut neuen Zahlen bloss noch 36 Prozent. Mein 13-jähriger Sohn sagt, er kenne kaum jemanden, der auf Facebook sei. Dafür lässt er sich – wie 80 Prozent der Jungen – auf Instagram stets mit dem Neuesten versorgen.

WhatsApp stellt den kleinsten gemeinsamen digitalen Nenner zwischen den Genera-

tionen dar – ein Instrument, das drei Viertel der Bevölkerung in der Schweiz nutzen und in dem sich alle irgendwie zurechtfinden. Der Dienst verkörpert die Art, wie die Generationen heute untereinander kommunizieren: die Eltern mit den Kindern, die Grosseltern mit den Enkeln, die Cousins untereinander und der neue Freund der Tochter mit den Schwiegereltern in spe – noch bevor er diese ein erstes Mal getroffen hat. Der Austausch in der Familie ist direkter geworden, aber nicht unbedingt einfacher.

Wenn der Grossonkel zweiten Grades seinen 78. Geburtstag feiert und sich in der guten Stube in Sonntagstracht und mit einem Gläschen Sekt in der Hand für den Familienchat in Szene setzt, mag das etwas seltsam wirken. Aber die Geste ist rührend und wird selbst von den jüngsten Mitgliedern der Familie gebührend gewürdigt: «Cooles Bild!» Die Missverständnisse zwischen den Alten und den Jungen fangen eher im Kleinen an. Zum Beispiel bei der Sprache.

Die Jungen reden auf WhatsApp ohne erkennbare Strukturen: Ihre Botschaften fangen irgendwo an und hören genauso unvermittelt wieder auf: «Micah muss ins

bett, da morgen um 9:00 im Münster sein!» Ausserdem wird jedes einzelne Ereignis in eine neue Botschaft verpackt: «Aha», «wann gibt es dessert?», «wir schauen fast and furious». Die Alten dagegen kommunizieren auf WhatsApp, als ob sie eine SMS – oder noch schlimmer: eine E-Mail – schreiben würden: «Lieber Mario, danke für deine guten Wünsche und das schöne Kompliment! Das freut mich sehr. Wird auch langsam Zeit, dass ich vernünftig werde. In diesem Alter! Herzlich.»

Von der Rechtschreibung gar nicht zu reden: Gross- und Kleinschreibung und Interpunktion gehören offensichtlich in einen Schulaufsatz, nicht aber in eine WhatsApp-Nachricht: «wo seit ihr», «übrigens fürs aussehen des blattes bin ich nicht schuld». Die Alten sind diesbezüglich auch nicht immer auf der Höhe: «Ist hat heute übrigens auch speckwürfel in padta gegeben» Sie machen für solche Unzulänglichkeiten aber gerne den Autokorrekturmodus beim Eintippen verantwortlich.

Anstrengend wird der Familienchat, wenn die Flut von Bildern und sinnloser Information, die permanent auf einen einströmt, zu gross wird: Landschaftsaufnahmen, Screen-



WhatsApp stellt den kleinsten gemeinsamen digitalen Nenner zwischen den Generationen dar.

shots von Wetterprognosen, neu erstandene Matratzen, Mädchen in Prinzessinnenkleidern oder Zeugnisse der Kinder. Spannend wird es erst, wenn die Fetzen fliegen. Aus unerfindlichen Gründen ist mein Schwager ein Fan des FC Basel. Ich halte dem FC Sion die Treue, und auch ein bisschen den Berner Young Boys. Jeweils am Spieltag schaukeln wir uns mit Sticheleien gegenseitig hoch – bis es meiner Schwägerin unheimlich wird und sie eingreift mit Worten wie diesen: «peace&harmony please».

Bei aller Macht, die Generationen neu zu verbinden – die soziale Sprengkraft eines Familienchats sollte man nicht unterschätzen. Kommt jemand auf die Idee, den Klub zu verlassen, droht ihm die Ächtung. Und in Deutschland klagte ein Mann gegen seine Schwiegermutter, sie dürfe im Chat nicht länger behaupten, er habe seinen Sohn misshandelt. Das Gericht sah das anders: Innerhalb des engsten Familienkreises bestehe ein «ehrschutzfreier Raum», der es ermögliche, sich stets frei auszusprechen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».